

I. 113.

Hermann Wider

Maulburg

Kriegsende und Nachkriegszeit in Lörrach

Er erlebt als siebenjähriger Junge das Kriegsende in **Lörrach**. Dort wohnt er mit seiner Familie in der Rainstraße. Die Feuerwehrleute, die den Brand der Schreinerei Weeber löschen, werden von den einmarschierenden Franzosen gefangen genommen. (Anmerkung: Wegen der schwarzen Uniformen hielten Franzosen Feuerwehrleute oft für SS-Leute). Die Anwohner der Rainstraße müssen die mannshohe Panzersperre an der Ecke Badstraße wegräumen. Drei Turban tragende „Marokkaner“ fordern das Radio: es gibt keins, dafür hat der Hausmeister eins, der "noch kurz zuvor so gerne einen der Hausbewohner beim Schwarzhören ertappt hätte". Vater arbeitet als Mechaniker bei Opel Haberbusch, kriegswichtiger Betrieb, muss aber doch noch zum Volkssturm in einen Bunker bei **Märkt**, bis der plötzlicher voller Rheinwasser läuft (wegen Angriff auf Stauwehr?). Repariert Fahrzeuge von Vichy-Regierung, die auf der Flucht ist: "Noch ein paar flotte Tage..." Mit einem französischen Offizier muss der Vater eine Schnellbesetzungstour im Jeep nach **Wyhlen** und zurück machen: Dieser will wohl als erster diesen Zipfel erobert haben. Trotz großer Bedenken wäscht nun auch seine Mutter die Wäsche eines Marokkaners: Turbane, die an der Wäscheleine hängen. Beim Plündern deutscher Geschäfte stellen sich Mutter und Sohn nicht geschickt an. Kartoffelspende aus Oberschwaben, Bucheckersuche im Wald, Kleingärtnerversuche im Rot-Weiß-Stadion. Vater kann mit seinen Mechanikerkenntnissen beim Hamstern besondere Erfolge erreichen, so auch beim Trip mit dem Bummelzug nach **Efringen** zur Mühle. Weihnachtsspende im Sarasingebäude: lange Kinderschlange, kratzende Socken als Geschenk. Tante Berta in **Freiburg** ist als Köchin im schweizerischen Konsulat angestellt: Beim Besuch bei ihr gibt's Gänseleber, Hummer... Eine andere Tante kocht für die Franzosen, aber zu weit weg: in **Langenargen** am Bodensee. Es folgen Geschichten über beschwerliche Bahnfahrten, einem Ausflug mit dem BMW-Dixi des Vaters nach **Stockmatt**, der nach reichlichem Schnapsgenuss mit dem Überschlagen des Autos und einem Aufenthalt des Jungen im **Schopfheimer** Krankenhaus endet: Gehirnerschütterung. Geschichten vom Spielen und Lernen in der ersten Nachkriegszeit: kein Papier, keine richtigen Wasserfarben, Spiele in kaputten Wehrmachtsfahrzeugen, mit herumliegende Munition, bis es in den Augen brennt: Tränengas. Lernen mit Schweizer Lehrbüchern, Läuse und Würmer in der Klasse - mit Hausmitteln bekämpft. Wer Schulhefte will, muss vorher Altpapier abliefern. Dann Besuch bei Tanten in **Basel**: eine geordnete, reiche Welt, in der alles da ist.

Der kleine Hermann erlebt Kriegsende und Nachkriegszeit in Lörrach

Vorbemerkung: Der Text wurde für meine Töchter in lockerem Ton und aus der Perspektive des kleinen Jungen (geb. 1938) geschrieben. Die Erinnerungen sind alle „echt“, so zuverlässig, wie Erinnerungen eines Kindes sein können und frei von Ausschmückungen oder sonstigen Zutaten.

Es war einiges los in Lörrach

Spannend wurde es in der Rainstraße unversehens einmal um die Mittagszeit und nach einem öden Aufenthalt im muffigen Keller, in den uns der Luftalarm getrieben hatte. Wieder einmal hatte die Sirene aufgeheult. Hatte uns die „Entwarnung“ oder ein erst zur Einstimmung dienender „Voralarm“ aus dem Keller befreit, oder hatten wir gar das bestialische Ernstfallgeheul ignoriert? Jedenfalls standen wir jetzt in der Laube auf der Rückseite unseres Wohnhauses, meine Mutter und ich, und auch mein Vater war ausnahmsweise dabei. Der hatte offenbar heute keine Chance, einer geregelten Arbeit nachzugehen. Deshalb sah die ganze Familie mit den Nachbarn zusammen den schwarzen Rauch himmelwärts jagen, gar nicht weit weg von uns, in der Gegend der Riesstraße. Unheimlich war das, auch wenn das Feuer nicht durch eine Bombe entstanden war, sondern wohl nur durch Beschuss.

Bald wusste man es: Beim Weeber, in der Schreinerei brennt's. Das unheimliche Qualmen mäßigte sich nach einiger Zeit, was darauf hindeutete, dass die aus einem Restbestand frontuntauglicher Männer zusammengewürfelte Feuerwehr erfolgreich wirkte. Ich hörte von Artillerie und Panzervorstoß reden, von Tieffliegern und Jabos, vom Werwolf und der Flak und einer burgundischen Pforte, verstand nichts davon und ließ mich einige Zeit später von einer wirklich spannenden Zugabe zum Brand überraschen.

Dazu mussten wir den Beobachtungsposten wechseln. Vom straßenseitig gelegenen Schlafzimmerfenster aus hatte man vorsichtig über die wie so oft menschenleere Rainstraße hinweg zur Teichstraße hinüberzuspähen. Schräg gegenüber von uns wehte eine noch nie gesehene Fahne: rot und weiß war sie, wie gewohnt, aber statt des Hakenkreuzes zeigte sie ein dickes weißes Kreuz. „Die hat der Boje rausgehängt, der ist Schweizer. Gott sei Dank!“, erklärte Vater. Ich verstand nicht, warum Herr Boje (oder hieß er Boyé?) gerade heute das Haus von Maler Fischer, wo er wohnte, beflaggen musste und warum man dafür dankbar sein konnte.

Die Sache schien einen Zusammenhang zu haben mit dem, was wenige Augenblicke später geschah. „Si chömme! Lueg dört! Jesses Gott!“ In der Teichstraße marschierten sie, waren Franzosen, vielleicht auch Marokkaner, so genau konnte man das nicht sehen, warfen durch Ferngläser sichernde Blicke, sahen gewiss Bojes Schutzengelfahne und ließen die Rainstraße einfach links liegen. Da ging es uns besser als den uniformierten Feuerwehrmännern in der Riesstraße, deren Friedenswerk von den Franzosen ganz verkannt wurde und die deshalb unverzüglich in Gefangenschaft gerieten. Wie lang das Marschieren und Fahren dauerte, weiß ich nicht mehr, auch nicht, was die Erwachsenen Schicksalschweres sprachen und wie der Tag zu Ende ging. Gab es jetzt schon die Ausgangssperre am Abend? Das war wohl nicht nötig. Angesichts der Umstände blieb man lieber zu Hause.

Wieder zurück auf die Laube, vor der die Wäsche zum Trocknen hing, ein paar Wochen später aber. Die Fenster, von denen sich der Vorkriegskitt da und dort löste, standen offen. Da standen sie, merkwürdig still: mein Vater, meine Mutter, Nachbarn. Zu sehen gab es nichts, es war auch nicht spannend, aber irgendwie eindrucksvoll, so dass ich es bis heute nicht vergessen habe. Man hörte den schweren dunklen

Klang einer Glocke aus geheimnisvoller Ferne. „Das ist der Waffenstillstand, das ist der Friede. Die Basler lassen ihre große Münsterglocke läuten.“ Ich horchte, und auch die Erwachsenen waren noch immer still. Man merkte sich das Datum: Es war der 8. Mai.

Ja, es war nun eine Zeit lang einiges los in der Rainstraße. Zuerst brachten die Franzosen die Rainsträßler dazu, ohne dass ein entsprechendes Zusammengehörigkeitsgefühl sie gedrängt hätte, sich gemeinsam ans Werk zu machen. Mit Pickeln, Schaufeln und ich weiß nicht mehr welchen anderen Werkzeugen versammelten sie sich um die mannshohe Panzersperre an der Ecke Badstraße und schafften es in kurzer Zeit, das wertlos gewordene Zeugnis deutschen Wehrwillens zu entfernen. Auch die mehr als kniehohen Betonringe über den Kanaldeckeln, aus denen der Feind so leicht zurückgehalten hätte werden können, waren von heute auf morgen verschwunden.

Kurz danach versetzte der Hausbesuch dreier Turban tragender Marokkaner meine Mutter sichtlich in Unruhe. Ich konnte zum ersten Mal in meinem Leben genau beobachten, wie dunkelhäutige Menschen, also solche wie der Mohr im Struwelpeter, aussehen. Ihre Handflächen waren hell. Sie klopfen nicht an und hätten gerne unseren Radioapparat gehabt. Aber da wir keinen besaßen, waren wir fein raus, während Stolls nebenan künftig ohne ihren Volksempfänger auskommen mussten. Auch dem Hausmeister, der noch kurz zuvor so gerne einen der Hausbewohner beim Schwarzhören ertappt hätte, fehlte - was meinen Vater mit Genugtuung erfüllte - nach dem Besuch das Radio. Später schaute ich im Hof von Opel-Haberbusch, wo mein Vater arbeitete, zu, wie gelangweilte Marokkaner sich die Zeit damit vertrieben, die Innereien der eingesammelten Volksempfänger mit Hämmerchen und Schraubenziehern zu bearbeiten.

Zum Glück war, als der überraschende Besuch bei uns eintraf, weder ein Hitlerbild noch „Mein Kampf“ in der Wohnung. Ein Hitlerbild hatten wir nie, und Hitlers Schrift hatte Vater gleich nach Erhalt vernichtet. Aus Zorn. Er hatte das Buch zu einem Jubiläum oder sonst einem Anlass von seinem Chef erhalten, was den kreuzbrav-loyalen Mitarbeiter, der auf eine Flasche Gutedel oder Ähnliches gehofft hatte, so enttäuschte, dass er unverzüglich, großem Vorbild folgend, eine Bücherverbrennung vornahm. Auch das Gewehr war weg: diese in meinen kleinen Händen so unglaublich schwer wiegende Waffe, deren Entdeckung uns sicherlich große Scherereien bereitet hätte, dieses mich faszinierende Stück, welches mein Vater zusammen mit einem Blasenkatarr eines kalten Tages mit nach Hause gebracht hatte.

Er kam von der sehr nah gerückten Westfront, obwohl er nie als Soldat eingezogen worden war. Er hatte ja das Glück, bei Opel Haberbusch kriegswichtig und absolut unabkömmlich beschäftigt gewesen zu sein. Angeschossene Wehrmachtsfahrzeuge, auch einmal einen veritablen Raupenschlepper, zu meinem Leidwesen nie einen Panzer, durfte er da reparieren. Auch stand er einmal einer illustren Gesellschaft zu Diensten, die gerade ihre Residenz verlagerte. Sie kamen aus „Wischi“, so hörte sich das an, und wollten nach Sigmaringen. Es waren Leute der Vichy-Regierung, die gewissermaßen auf der Flucht waren. Wie Vater später erzählte, stand ihnen das Wasser schon sehr nahe am Hals. „Jetzt machen wir uns noch ein

paar flotte Tage mit unsern Weibern, dann saufen wir uns einen an und dann ...“, soll einer, der sehr gut deutsch sprach, so ganz im Vertrauen gesagt haben.

Mein Vater kam also in den letzten Kriegstagen von der Front, von Märkt, aus einem Bunker, wo er nun doch noch als Volksturmmann zum versprochenen Endsieg seinen Teil beitragen durfte. Man hatte auch ihn geholt, blitzschnell an der Waffe ausgebildet und mit einer Armbinde uniformiert. Ein ausgedienter Studienrat und einstiger Offizier unterwies die älteren Herrschaften, nachdem jeder der Mannen zehn Schuss Munition erhalten hatte, in überzeugender Weise: „Wenn sie dann an ihren Fallschirmen heruntersegeln, dann lasst sie ruhig näher kommen bis auf Schussweite, und dann knallt ihr sie ab wie die Hasen.“

Das war ja wirklich nicht schwer – da reichten wohl zehn Patronen, und weitere Übungen waren auch überflüssig. Eines Nachts drang Wasser in den Bunker ein, so viel, dass den Volksturmännern nichts anderes übrig blieb, als ins Freie zu stürmen. Da war es eisig kalt, und die ganze Umgebung lag knietief unter Wasser. Weiß Gott, was da am Rheindamm geschehen war! Vater meinte, deutsche Pioniere hätten da eine zu tiefe Kerbe angebracht. Nach einiger Zeit ging ihm das Wasser schon bis zur Hüfte, aber da hatten sie schon das Hochgestade erreicht. Der zugezogene Blasenkatarr machte ihn kampfunfähig, und sein Chef drang noch einmal bei einer offensichtlich richtigen Stelle auf seine Freistellung. Erfolgreich, denn nach seiner Gesundung durfte er das Gewehr abgeben und, Autos reparierend, sich in Haberbuschs Werkstätte dem nahen Endsieg widmen.

Als dann die Franzosen in Lörrach eintrafen, hatte er sogar die Gelegenheit, sich an einem wirklich abenteuerlichen militärischen Vorstoß zu beteiligen. Ein bei Opel-Haberbusch soeben angekommener, einwandfrei deutsch sprechender Capitaine verlangte dringend und eiligst nach einem Ortskundigen. Da war mein Vater dran. Schon saß er in einem Jeep, flankiert von Feinden, denen er den Weg zum Waidhof, nach Inzlingen, zum Rührberg, durch die Wälder hinunter nach Wyhlen weisen musste. Der Fahrer raste wie ein Wahnsinniger; die Dinkelbergsträßchen waren damals noch nicht geteert, der Wagen taumelte nur so über die Schlaglöcher.

Kein Beschuss, keine SS-Männer im Wald. Die hätten mit dem deutschen Verräter im Jeep wohl kurzen Prozess gemacht. In Wyhlen Totenstille. Kein Mensch auf der Straße. Da und dort weiße Wäsche. Weiter nach Grenzach, weiter vor zur Grenze, immer in rasender Fahrt. Beim Bahnübergang stehen zwei: ein Uniformierter und eine Frau – in friedlichem Gespräch. Der Jeep hält. Der Capitaine identifiziert den zu Tode erschrockenen Uniformierten als Zöllner, entfernt ihm – zack, zack - die Hoheitszeichen an Mütze und Jacke, heißt ihn nach Hause gehen und lässt weiterfahren. Sekunden später werden die verdutzten Schweizer Grenzwächter militärisch begrüßt. Der Jeep wendet; zurück geht es wieder in höllischem Tempo. Mein Vater erreicht seinen Arbeitsplatz wohlbehalten und erfährt, dass es dem Capitaine wohl darum gegangen war, als erster diesen Südwestzipfel des Deutschen Reiches erobert zu haben.

Gleich in den ersten Tagen lernte ich die Besatzungsmacht von der guten Seite kennen. Mit unserer Milchkanne stellte ich mich auf das dringende Geheiß meiner Mutter hin bei einer französischen Gulaschkanone an - es war gegenüber von Haberbusch u. Co im Flachsländer Hof, wo nun nicht mehr der völkische Dichter Burte wohnte - und kam so in den Genuss der von den Siegern den Besiegten generös zugedachten Notspeisung.

Meinem späteren Freund Werner ging es da nicht so gut. In Alt-Stetten musste er sich mit dem Zuschauen zufrieden geben, als sich hungrige Marokkaner nahe dem Pfarrhaus, unter den Augen des Heiligen Fridolin gewissermaßen, ihr Abendessen bereiteten. Auf der Straße gruben sie ein großes Loch und entfachten darin ein gewaltiges Feuer. Als es erloschen war, kamen geschlachtete Schafe in die heiße Grube, wurden mit Erde zugedeckt und erlebten nach ausreichender Garzeit ihre Auferstehung. Die Marokkaner speisten so richtig wüstenvolkmäßig, wie man das damals nur aus dem Karl-May-Buch kannte, und die Kinder schauten neugierig, die Erwachsenen verstohlen zu.

Als ich einmal aus dem Fenster in die feierabendlich stille Rainstraße hinunterschaute - es war wohl kurz vor der Sperrstunde -, fiel mein Blick auf ein rennendes Fräulein. Wie sie ihres engen Rockes wegen dabei die Beine so ungeschickt, so affig schlenkerte, das fand ich einfach blöd, das war mir geradezu peinlich. Dann kam hinterher, gar nicht affig, aber doch auch irgendwie ungeschickt, ein Marokkaner, der offensichtlich - aus mir unerfindlichen Gründen - dem Mädchen nachsetzte. Nachbar Stoll war auf einmal am Fenster nebenan. „Der ist ja besoffen, das Schwein!“ hörte ich ihn sagen. Das Fräulein konnte seinen Vorsprung wahren, entschwand in der Teichstraße meinem Blick und konnte sich - das erfuhr ich andern tags - bei der Färberei Ritter in Sicherheit bringen. Tür zu - gerettet. Das stellte ich mir gut vor.

Völlig neu in der Geschichte der Rainstraße war der Anblick eines an der Wäscheleine hängenden echt maghrebinischen Turbans. Das war allerdings kein gewöhnlicher Turban, wie ihn nun viele Frauen trugen. Unglaublich lang war so ein exotischer Kopfwickel. Er hing sogar noch ein Stück weit vor dem Küchenfenster des Hausmeisters im Erdgeschoss. Ein paar Wochen zuvor hätte eine vergleichbare Unverschämtheit noch unweigerlich die ernst zu nehmende Drohung seiner Haushälterin zur Folge gehabt: „Ich bring Sie schon noch dahin, wo Sie hingehören!“ Ja - ein paar Wochen zuvor war noch „Tausendjähriges Reich“, da gab es noch „Feind-hört-mit-Warnungen“ und Werwolfzeichen an allen Ecken und Enden der Stadt wegen des heldenhaften Widerstandswillens - und jetzt dieser fremdländische, jedes völkische Empfinden verhöhnende Anblick! Zum ersten Mal war die große weite Welt ganz konkret bei uns hinterm Haus in der Rainstraße zu Gast.

Das kam ganz einfach so: Ich war mit meiner Mutter unterwegs. In der Spitalstraße trafen wir Lydia, die Bedienung aus dem „Warteck“, was ein längeres Gespräch zur Folge hatte. Das Gespräch interessierte mich überhaupt nicht. Außer einem Sachverhalt, den Lydia kopfschüttelnd erwähnte und den meine Mutter mindestens ebenso kopfschüttelnd zur Kenntnis nahm. Da musste auch ich schon mal hinhören. „Stellen Sie sich vor, was da immer los ist im ‚Warteck‘. Da feiern die Franzosen und wie! Die ganze Nacht

geht's hoch her und immer mit den nackten Weibern, ja mit splitternackten deutschen Mädchen, diesen schamlosen Weibsbildern.“ Das fand ich schon reichlich merkwürdig. Es leuchtete mir nicht ein, warum diese Weiber nackig sein mussten - da hätte ich schon gern mehr erfahren.

Aber das Gespräch ging ganz unergiebig weiter. Schließlich machte Lydia meine Mutter auf eine Möglichkeit, auf saubere Art zu Lebensmitteln zu kommen, aufmerksam. „Wollen Sie nicht einem Marokkaner Wäsche waschen? Das ist ein anständiger Kerl. Da ist nichts zu befürchten.“ Sie wollte für ihn die Hand ins Feuer legen, auch wieder etwas Befremdliches für mich. „Wirklich. Frau Sütterlin wäscht auch für einen. Und da gibt es Zucker und Kakao und Zigaretten dafür.“ Lydia musste meine Mutter - was mir heute wirklich erstaunlich vorkommt - überzeugt haben, denn in den kommenden Wochen kam immer wieder unser Marokkaner, brachte Wäsche und beim Abholen die versprochenen Raritäten.

Der Hausmeister, der alte Nazi, war ganz schön still. Auch seine Haushälterin schwieg, sie, die uns immer, dem Endsieg fanatisch entgegensehend, versichert hatte: „Der Werwolf schafft! Er schafft im Geheimen, aber er schafft.“ Mit seinem bislang die Mieterinnen so treffsicher einschüchternden „Gottverdamm, Gottverdamm nomol, Euch zeig ich's no!“ wagte er sich nicht an die Besatzungsmacht und deren Helferin. Bald wusch auch Frau Mutter von nebenan, jedem Rassismus abhold, für einen anderen Marokkaner und kam so ebenfalls zu Zucker und Kakao.

Etwas unheimlich war mir der eines Tages in der Rainstraße auftauchende fremde Wanderer mit den seltsamen Augen, der so unbeirrt und in sich gekehrt seines Weges zog. Er kam so etwa jede Woche einmal, später nur noch einmal im Monat vorbei, beachtete niemanden und nichts und hielt immer ein Tuch vor Mund und Nase. Ich sah ihn auch in Weil, in Binzen, in Brombach seine geheimnisvollen Bahnen ziehen. Der Ruhelose - hieß es - sei aus einem U-Boot in letzter Sekunde gerettet worden. Andere meinten, er sei verschüttet gewesen und habe deshalb den Verstand verloren.

Lieber war mir die ebenfalls wiederkehrende Gruppe der Straßenmusikanten: ein Geiger, einer mit einer Ziehharmonika und einer, der sang und der seinen leeren rechten Ärmel praktischerweise in die Kitteltasche gesteckt hatte. Am schönsten war das Lied von einer weißen Taube, die „La Paloma zur See“ oder so ähnlich hieß. Der Geiger beeindruckte mich durch sein edles Benehmen. Ich könnte es nicht mehr beschreiben, aber dass es edel war, das weiß ich noch. Jedenfalls dankte er sehr vornehm nach oben, wenn aus einem Fenster ein eingewickelter Zehnerle heruntergeworfen wurde.

Auf eine andere Art edel waren die schwarz gewandeten, Aktenmappen und blendend weiße Hemden tragenden Herren, die sich eines Tages dazu herabließen, uns in unserer dürftigen Wohnung zu besuchen und sich auch viel Zeit nahmen für ein Gespräch mit Vater. Ihre Aussprache war verständlich, aber seltsam. Von Goldenen Platten war die Rede und letzten Tagen, einem Tschousef Smiff, oder so ähnlich, und dass die Indianer zur Strafe von Gott ihre rote Hautfarbe bekommen hätten. Sie nannten sich Mormonen und gaben sich alle Mühe, meinen immer wissensdurstigen Vater zu bekehren. Beim freundlichen

Abschied schenkten sie ihm sogar ein Heftlein, in dem man alles nachlesen konnte, auch über den Joseph Smith, dem Gott besondere Erkenntnisse und eine ganze Anzahl Ehefrauen hatte zuteil werden lassen.

Einmal stand ein riesiges Automobil, wie ich noch nie zuvor eines gesehen hatte, vor unserem Haus. Die Wolken spiegelten sich im makellosen weinroten Lack, die Stoßstangen und Zierleisten blitzten wundervoll in der Sonne. Es saß einer am Steuer, und betrachtete die sich zögernd um das Wunder scharenden barfüßigen Kinder. Die Autonummer war keine deutsche und auch keine der französischen Besatzungsmacht. Das erkannten selbst die Analphabeten unter uns. Wir waren Eingeborenenkinder, die das faszinierende Gebilde aus der Fremde begafften.

Da winkte der Lässige hinter dem Steuer uns her, aber niemand kam. Dann winkte er nochmals und hielt etwas an langem Arm aus dem Fenster, etwas Kleines nur, aber es wirkte. Einer nach dem andern getraute sich. Nun bekamen wir auch noch die Gebrauchsanweisung zu dem, was da so großzügig verteilt wurde. Er machte es uns vor: Verpackung aufreißen, das kleine Streifchen drin in den Mund nehmen und kauen. „Luk“, sagte er, das war wie „lueg“, also verständlich. Wenn man es nimmer kauen will, einfach hinters Ohr kleben. So etwas vergisst man nicht. Mein Vater las am Abend vor, des Englischen völlig unkundig auf gut Alemannisch, was er auf der geretteten Verpackung entziffern konnte: Wriglai - Bubblegumm - Spe-armint - Made in USA. Nun wussten wir, was ein Amerikaner ist, was für Autos die dort haben und was sie so vor sich hinkauen, wenn sie - wie es hieß - die Beine auf den Tisch legen und „Hauduju“ sagen.

Von den Lebensmitteln

Gleich nach dem Einmarsch der Franzosen hatte es uns an der nötigen Entschlossenheit bei der Beschaffung einer Grundversorgung gemangelt. Dass der Edeka in der Grabenstraße geplündert wird und es höchste Zeit sei, sich noch etwas zu sichern, erfuhren wir so spät, dass beim Eintreffen meiner Mutter und mir die wahren Schätze bereits verschwunden waren. Mit den letzten, auf dem Boden verstreuten Haferflocken konnten wir nichts anfangen. So griff sich meine Mutter beherzt drei Maggifläschchen heraus und eine zerdrückte Schachtel Maizena.

Kaum hatten wir erkannt, dass man sich nicht nur beim Edeka frei bedienen konnte, landeten wir in einem Schuhgeschäft. Da lagen die Halbschuhe schon auf der Treppe. Dumm nur, dass man zu keinem linken den passenden rechten und umgekehrt finden konnte. Als meine Mutter im dämmerigen Ladeninnern das Gesicht der irgendwie gottergeben oder vorwurfsvoll dreinblickenden Besitzerin erkannte, verließ sie der Mut, und sie gab das Plündern auf. Anderntags hieß es, Plündern sei verboten, Plünderer würden streng bestraft und Geplündertes müsse unverzüglich zurückgebracht werden. Da behielt meine Mutter das Maizene und gab zu meinem Leidwesen die Maggifläschchen zurück.

Man lebte damals einfach, sehr einfach in der Rainstraße und nun in wirklich bedenklichem Maße bescheiden zwischen Kriegsende und Währungsreform. Das war die so genannte *Hungerzeit*, die Zeit der Lebensmittelmarken und des wertlosen Geldes. Uns ging es vergleichsweise gut, denn eine aus Oberschwaben im Herbst 1945 wunderbarerweise unversehrt eingetroffene Kartoffelsendung von Verwandten half uns über das Größte hinweg. Die 30 Zentner Kartoffeln hatten Vater, meine Mutter und ich im nächsten Frühjahr mangels anderer Nahrung bereits verzehrt. Schade, dass man die *Herdöpfe* nicht richtig anbraten konnte, weil das Fett fehlte. So gab es eben *Wasserbrägel*, bis wir ein bisschen Öl aus den heimischen Wäldern bekommen konnten.

Tagelang raschelten Mutter und ich durchs Laub des Schützenwaldes, um Bucheckern zu sammeln. Ein Arbeitskamerad meines Vaters in Habermuschs Autowerkstatt, der begabte Drehermeister Maier, hatte eine selbstgebastelte Ölpresse in seine Drehbank integriert, so dass wir zu einem Fläschchen Bucheckernöl kamen. Wer lieber Eicheln sammelte, konnte diese bei der Firma Suchard abgeben und dafür einen ganz speziellen Kaffee bekommen. Wenig nahrhaft waren die Lindenblüten, auf die gleich im Sommer 1945 ein unglaublicher Ansturm einsetzte. In der Tumringerstraße, damals noch eine richtige Allee, stand zur Feierabendzeit fast an jedem duftenden Baum eine Leiter der Teepflücker, die den Nährwert des Geernteten offensichtlich maßlos überschätzten.

Wertvoll war, dass gleich nach dem *Umsturz* das Rot-Weiß-Stadion in der Haagerstraße und anschließendes Gelände umgepflügt und das Land an frischgebackene Schrebergärtner verteilt wurde. Da saß ich ganz allein auf der funktionslos gewordenen Zuschauertribüne und überblickte das Treiben der Kolonisten: Im Licht der sinkenden Sonne wurden Schnüre gespannt, Schollen zerhackt, Hacken und Rechen geschwungen und erste gartenbautechnische Erfahrungen ausgetauscht.

Der Heizler Julius machte sich bereits daran, im Wassergraben, welcher von der nicht unter den Pflug genommenen Kneippvereinswiese herkam, Reis zu kultivieren. Ich weiß nicht mehr, was er mit den paar Vorkriegsreiskörnern genau anstellte; jedenfalls kam es nie zur Reisernte. Ein Anfänger wie der Sittler Ernst, so ein Bürohocker, machte sich lächerlich, indem er allzu naturverbunden, nämlich barfuß die zähen Schollen umzugraben versuchte. Kenner wussten, dass man Bohnen und Zwiebeln nicht gießt, Tomaten ausgeizt und Setzkartoffeln zerschneiden darf.

Das agrarische Fachwissen verbreitete sich geradezu blitzartig. Leider waren weder die in Scharen eintreffenden Coloradokäfer, auch Kartoffelkäfer genannt, noch deren eklige Larven ernährungsmäßig zu verwenden. Jeden Abend mussten die Fresser sorgsam abgelesen und zum Opfer eines Massakers gemacht werden. Schade, dass die liebenswerten Maikäfer ebenfalls Schaden anrichteten, außerdem noch mit ihren Vorläufern, den Engerlingen, dem Hunger leidenden Schrebergärtner das Leben schwer machten.

Beim „Samenhaus Wagner“ bekam man ohne Bezugsschein Möhren- und Rettichsamen, wohl auch die größeren Körner, aus denen Mangold werden sollte und dazu ein dünnes Heftlein, das ich noch jetzt besitze, in dem man nachlesen konnte, was der Gärtner im germanisch gegliederten Jahreslauf, nämlich im Hornung, Lenzing oder Gilbhard beispielsweise zu tun hatte.

Zum Garten an der Haagener Straße gesellte sich der vom Chef des Vaters zur Verfügung gestellte Ziergarten bei seiner nun auch schon lange verschwundenen Esso-Tankstelle. Es war nicht so einfach, Zierrasen umzuspaten, aber der Boden war sehr ausgeruht und fruchtbar. Der alte Müller, der auch ein paar Beete bekam, steigerte die Fruchtbarkeit noch durch reichliche Gaben aus der Güllegrube, wobei er eine aus einer langen Bohnenstange und einem überflüssig gewordenen Stahlhelm gefertigte *Güllenschapfe* benützte. Beim Ernten des Spinats hingen dann noch immer höchst verdächtige Papierfetzchen an den Blättern.

In jener Zeit hatten wir es besser als andere, die nichts hatten, was sie Bauern als Gegenleistung anbieten konnten. Mit nützlichen Wertsachen für den bäuerlichen Haushalt wie zum Beispiel Perserteppichen oder Silberbesteck konnten wir freilich nicht dienen, da waren andere besser dran. Aber mein Vater wusste sich als Automechaniker die Gunst von Naturalienbesitzern zu sichern. Er bekam sogar vorübergehend, als die Firma Haberbusch kurzzeitig geschlossen hatte, eine einmalig Chance: Er durfte in der Milchzentrale als Fahrer arbeiten und so viel Milch trinken, wie er wollte. Etwas mit nach Hause zu nehmen, das war freilich streng verboten. Er hatte nichts von seinem Privileg, der Arme, denn er hätte sehr wohl fette Wurst und Speck, mehrere Viertel oder ein paar Hefeschnäpse vertragen, aber überhaupt keine Milch. Schon ein Glas Magermilch bescherte ihm unweigerlich schwere Durchfälle. Auch mir konnte man mit Milch keine Freude machen.

Als mein Vater eines Tages bei einem Bäcker in Efringen zu tun hatte, erbarmte sich die Bäckersfrau des bleichen Bübleins und stellte ihm eine große Tasse mit heißer Milch vor. Heiße Milch war für mich einfach ungenießbar, und die vor mir hatte auch noch eine dicke Haut, einen ekelerregenden *Schlempen*. Ich wusste, dass ich dankbar zu sein hatte und würgte die gut gemeinte Liebesgabe herunter, was ich mir heute noch hoch anrechne.

Wenn es - bei Opel-Haberbuch - möglich war, trotz widrigster Umstände den Achsschenkelbolzen eines klapprigen P4 zu ersetzen, den verdreckten Vergaser wieder in Ordnung zu bringen und so weiter, sprang fast immer etwas Essbares heraus. Ein französischer Capitaine schenkte Vater einmal einen in deutschen Wäldern gewilderten Hasen, dem Vater vor meinen entsetzten Augen auf der Laube das Fell abzog und den Bauch aufschnitt. Der Franzose hatte nicht mehr lange Gelegenheit, uns etwas zu schenken, denn als er einmal unterhalb des Märkter Wehrs auf einer Kiesbank beim Angeln war, wurde ihm das durch eine überraschende Öffnung des Wehrs rasch ansteigende Wasser zum tödlichen Verhängnis.

Eine schreckliche Enttäuschung brachte uns Unterernährten der prächtige Gugelhupf, den Vater von einem Kunden aus dem Markgräflerland geschenkt bekam. Es war ein Gebäck wie aus besseren Welten. Aber Vater warnte uns, so wie er gewarnt worden war. Das Geschenk war angeblich ungenießbar, denn die Bäuerin hatte mit Zucker nicht gespart - was ja wirklich erfreulich gewesen wäre, hätte sie nicht Zucker mit Salz verwechselt. Tapfer versuchten wir, den Kalorienspender trotzdem zu nutzen, aber wir schafften es nicht. Einmal wuschen wir bereits angemachten Kopfsalat mit größter Sorgfalt, erfolglos. Es war unmöglich, den Geschmack des für die Wäsche der Arbeitskleidung vorgesehenen Benzins, das Mutter aus Versehen statt Essig verwendet hatte, wegzubekommen.

Dankbar war man für die Lebensmittelspenden aus Amerika, z.B. für Linsen, die allerdings den Nachteil hatten, dass sie - wie mein Vater sagte - fliegen konnten; das heißt sie waren von so mancherlei Insekten bewohnt, was ihr kariöses Aussehen erklärte. Wirklich fliegende Linsen habe ich allerdings beim geduldigen Verlesen nie zu Gesicht bekommen. In der Turmstraße gab es einen *Päckle-Berger*, der für die Verteilung von Liebesgaben zuständig war. In Amerika musste es besonders nette Leute geben, die den von ihrem Führer so bitter enttäuschten Deutschen großzügig Spenden zukommen ließen. Sie wurden Quaker geschrieben, aber Kwäcker gesprochen. Obwohl es nur zu unserem Nutzen gewesen wäre, wollte ich da einfach nicht hingehen.

An einem grauen Winternachmittag, kurz vor Weihnachten, stand ich einmal in einer langen Schlange wartender Kinder vor dem Sarasingebäude, einem trüb gelblichen Fabrikbau gegenüber vom Bahnhof (wo heute die so genannten klaren Linien des Postgebäudes herrschen), in Erwartung einer Weihnachtsspende, speziell für Kinder. Wir warteten im Hof, warteten um die Ecke, warteten eine Treppe hinauf, warteten mit immer eisigeren Zehen, unmerklich vorrückend, ewig. Dann erreichte ich den dämmrigen, von einer nackten Vierzigerbirne erhellten Raum der Bescherung. Es gab ein Päckchen, und ich durfte gehen. Die graue Sockenwolle im Päckchen entsprach keineswegs meiner Vorstellung von einem Weihnachtsgeschenk, eher das beigefügte Heftlein mit einem stattlichen Segelschiff und stürmischer See vorne drauf. „Die Islandfahrer“ hieß es, und erwies sich trotz seiner glaubensstärkenden Absicht leider auch für einen hungrigen Leser wie mich als völlig ungenießbar. Auch die Socken, die aus der geschenkten Wolle entstanden, machten mir keine rechte Freude, zumal sie ihres Holzgehaltes wegen „bissen“, also Juckreiz verursachten, wie so manche Textilien meiner Kindheit.

An manchen Samstagen, als keine Gefahr mehr bestand, dass Gehamstertes requiriert wurde, ließen mein Vater und ich uns per Bummelzug nach Efringen befördern. Normale Leute fuhren damals noch 3. Klasse in ungepflegten Eisenbahnwagen. Die Fenster konnte man nicht öffnen, da die dazu vorgesehenen Lederriemen schon längst abgeschnitten und irgendwo auf durchgelaufenen Schuhsohlen gelandet waren. Ein Fenster war mit Brettern vernagelt. Interessant war die Fahrt in den Waggon, die einmal für den großstädtischen Vorortverkehr gedacht waren. Da hatte jedes Abteil rechts und links Türen ins Freie, um ein rasches Ein- und Aussteigen zu ermöglichen. Der Kopf des kontrollierenden Schaffner tauchte während der Fahrt urplötzlich draußen vor dem Fenster auf, die Tür wurde aufgerissen und einsteigend

verlangte er die Fahrkarten zu sehen. Hatte er die acht Sitzenden und die vier Stehenden kontrolliert, stieg er wieder aus, auf das waggonlange Trittbrett, um sich ins Nachbarabteil zu begeben. (Besonders effektiv war sein Auftritt übrigens im Winter, wenn sich im Schneegestöber draußen mit einem Male seine Schaffnermütze abzeichnete und er beim Öffnen der Tür Kälte und Schneeflocken hereinwirbeln ließ.)

In Efringen stiegen wir aus und steuerten die Mühle an, wo sich mein Vater nach längerem Gespräch mit dem Müller an einem Traktor zu schaffen machte, während ich im sonnenheißen Mühlenhof herumlungerte und unauffällig die Hühner zum Gackern brachte. Wenn es Zeit war zum Heimgehen, hatte er dann irgendetwas Essbares im Spankorb, oft ein kleines Säcklein mit Mehl, vielleicht sogar „Dunst“, ein sehr feines Mehl, das ihm besonders wertvoll erschien. Eine größere Portion Grieß brachte uns eines Tages mein rotes Dreirädle ein, für das ich zu groß geworden war und von dem ich mich ungern, aber klaglos trennte.

Den Garten hinter der Mühle habe ich als Paradies in Erinnerung. Der muntre Mühlbach zog unter blühenden Obstbäumen hindurch zum Mühlengebäude, wo er irgendwo rauschend verschwand. Es gab ein paar Beete mit Gemüse und Blumen, und alles war umschlossen von einer Baumkulisse, hinter der sich eine mir nur teilweise bekannte, schöne Welt verbarg – das Markgräflerland.

Irgendwann gab es ohne Lebensmittelmarken Hefeflocken, bei Feinkost-Hapke eine Fischpaste geheimnisvoller Herkunft, bei Suchard schlichte Fruchtschnitten. Kurzzeitig trank Vater ein schwer genießbares Bier, das angeblich aus Molke oder Magermilch hergestellt wurde. Kündigten sich bereits bessere Zeiten an, als man am Ende eines langen Spazierganges im „Hirschen“ in Steinen gegen ganz gewöhnliche Brotmarken Fleischküchle bekommen konnte?

Paradoxerweise kam mein Vater gerade während der Hungerzeit in den Genuss der erlesensten Delikatessen seines Lebens. Meine Tante Berta, seine Schwester, hatte damals den richtigen Arbeitsplatz. In einer Milchkanne brachte sie, als ich mit meinem Vater bei ihr in Freiburg in ihrer Dachkammer in der Lorettostraße zu Besuch war, feinste Bratenstücke mit, anderntags uns gänzlich unbekanntes gelbliche Fruchtstück, Ananas genannt, dann wieder etwas Knallrotes, was weder mir noch meinem Vater schmeckte und Hummer hieß. Auch nicht nach unserem Geschmack war das bisschen Gänseleber, das Tante Bertha Pastete nannte. Ja, das alles gab es damals in der Mercystraße, im schweizerischen Konsulat, einer Insel des Überflusses inmitten mehr oder weniger abgemagerter Freiburger, wo sie als Köchin eine Anstellung gefunden hatte.

Ebenso gut ging es einer anderen Tante, der Schwester meiner Mutter, da sie für französische Offiziere kochte. Von ihr hatten wir allerdings nichts zu erwarten, da sie weit weg, in Langenargen in einem von der Besatzungsmacht beschlagnahmten Hotel wirkte und sowieso absolut nichts aus der Küche herausrücken

durfte, obwohl so viel Butter vorhanden war, dass sie im Notfall damit den Flammen im Herd auf die Sprünge verhelfen konnte.

Unterwegs mit Hindernissen

Es war damals nicht leicht, nach Freiburg zu kommen. Ich erinnere mich noch genau an das vorläufige Ende einer Bummelzugfahrt mit meinem Vater. In Müllheim hieß es aussteigen; die Lokomotive wurde wohl anderweitig gebraucht oder hatte einen Schaden. Jetzt pilgerte fast die ganze Zugladung Passagiere in lockerer Prozession zur Landstraße Basel-Freiburg, die damals natürlich noch nicht B 3 hieß. Sie hatten die unklare Zuversicht, als Anhalter auf vorbeikommenden Lastwagen oder sonst irgendwie ein Stück weiter zu kommen. Warum mein Vater nach einiger Zeit zum Bahnhof zurückkehrte, weiß ich nicht mehr. Aber dass er wieder einmal klug gehandelt hatte, war klar. Die Lok qualmte viel versprechend, und es hieß schleunigst einsteigen. Als sich der Zug nach Freiburg in Bewegung setzte, waren nur die Unentschlossenen, Passiven, eben die Zurückgebliebenen und wir beide an Bord.

Es war auch nicht einmal leicht, von Weil nach Lörrach zu kommen. Auf der Stettener Wiesebrücke, die nach der Sprengung in den letzten Kriegswochen sehr provisorisch wiedererstanden war, fuhr der Zug im Schrittempo, so langsam, dass man förmlich spürte, wie riskant die Flussüberquerung war. Eines Abends warteten wir vor dem Altweiler Bahnhof auf den letzten Zug, nachdem wir noch in der Bahnhofswirtschaft eingekehrt waren, in der es schon dämmrig war und wo ein Abendsonnenstrahl die Zierfische im Aquarium melancholisch beschien. Das war zur Zeit, als man, der geschlossenen Grenze wegen, zu Fuß mühsam über Tüllingen heimkehren musste und nicht einfach wie später am Riehener (*Riechemer*) Schwimmbad vorbei, allmächtigen und übellaunigen Zöllnern Rede und Antwort stehend, nach Stetten gelangen konnte.

Der Zug blieb aus. Die halbwegs Mutigen machten sich unverzagt auf den Weg durch den stockfinsternen Tunnel. Mein Vater tastete sich in völliger Finsternis mit seinem Spazierstock den Signaldrähten entlang. An seiner Hand wurde mir nach langem, langem Marsch zum ersten Mal das Erlebnis des „Lichts am Ende des Tunnels“ zuteil und dazu noch das Abenteuer einer schwindelerregenden Überquerung der provisorischen Eisenbahnbrücke.

Es war lange Zeit überhaupt nicht leicht, aus Lörrach hinaus und wieder nach Hause zu kommen. Um die Stadt zu verlassen, brauchte man in der „schlechten Zeit“ einen so genannten *Lessebasse*. Schon an den Wiesenbrücken standen die Wachposten, die diesen Laissez-passer sehen wollten. Auf diese Kontrolle hätte man gern verzichtet, vor allem, wenn man von draußen kam, von Rümplingen, Schallbach, Ebringen mit seinem Fahrrad und einem Spankörble, halbvoll mit Buschbohnen und fünf Äpfeln und noch einem Netzle an der Lenkstange mit einem Kohlräble. Vielen ging es so wie unserem Nachbarn, einem abgekämpften Hamsterer, der nach kräftezehrender und demütigender Bittstellerfahrt ins Markgräflerland, einschließlich mühseligem Flickern des Vorderreifens, abends auf der Lucke von der Besatzungsmacht gestellt und seiner gesammelten Schätze brutal beraubt wurde.

Eine ganze Weile gab es den Zwang zum rechtzeitigen Heimkehren, zur Beachtung der Sperrstunde. Eine Fahrt in der frühen Besatzungszeit zum hoch gelegenen Gasthaus über der Stockmatt ist für mich verbunden mit der Erinnerung an diese Sperrstundeneile. Wir waren mit dem kleinen BMW-Dixi unterwegs, den mein Vater kurz vor dem Krieg erworben hatte. Der Dixi stand jetzt im Dienste des Roten Kreuzes, wodurch er vor dem Zugriff der Franzosen gesichert war. Deshalb war auch ein Rotkreuzmann mit von der Partie, an den ich mich nicht mehr näher erinnern kann. Ich weiß auch nicht mehr, was wir droben im Schwarzwald an jenem Samstag zu erledigen hatten. Wahrscheinlich hatte Vater dem Wirt seinen Wagen zufriedenstellend zurechtgeflickt und deshalb etwas zugute.

Es war eine urwüchsige, irgendwie schwarzwälderische Bauernwirtschaft mit einer Laube auf der Talseite, hohen Tannen auf der andern, einem dunklen Gastraum und einem dazu passenden schnurrbärtigen Wirt, den mein Vater nur den *Trefzer von der Stockmatt* nannte. Es gab ein wenig Speck und für die Männer einen Schnaps. Und dann noch ein Gläschen und vielleicht noch eines - der Kuckuck hielt mehrmals Ausschau aus seiner Uhr - und schließlich war es so spät, dass es knapp wurde. Denn Punkt sieben musste jeder Deutsche sicherheitshalber zu Hause sein, weg von der Straße, aus den Augen der Besatzungsmacht. Ganz flott erreichte der Dixi Wies, Tegernau, Wieslet, Enkenstein.

Es sah so aus, als könnten wir die riskante Überschreitung der Sperrstunde noch vermeiden. Schlaglöcher und Kuhfladen wurden geschickt umfahren. Das Tal wurde zunehmend schattiger. Kein heimkehrendes Vieh mehr, das unsere Fahrt behindert hätte, keine Franzosen, die das einsame Gefährt aufhalten wollten. Zwischen Enkenstein und der Langenau war ich dem Einschlafen nahe, und plötzlich saß ich - was mich sehr verwunderte - auf meinem knapp bemessenen Rücksitz zwischen Scherben, Scherben von Scheiben, die offensichtlich rechts und links von mir nur noch unvollständig vorhanden waren.

Stille. Die Männer stiegen aus, ich schließlich auch. Oder holte mich mein Vater heraus? Ich weiß es nicht mehr. Ich kann mich aber sehr genau an das Erstaunen der Männer erinnern, als ihr den Schaden ermessender Blick auf das eingedrückte Dach fiel. Da hatten wir uns doch wirklich überschlagen, ohne dass wir das gemerkt hatten. Die Kurve war aber auch wirklich zu heimtückisch! Man kann sie heute noch besichtigen, wobei man berücksichtigen muss, dass das Sträßchen damals schmaler, holpriger und nicht durch ein großes Warnpfeilschild gesichert war wie heute.

Bauersleute, die nun wohl doch nicht vor der Sperrstunde mit ihrer Arbeit fertig wurden, legten ihre Rechen und Heugabeln nieder und kamen herbei; friedlich ruhte mein Knabenkopf im Schoß einer mich mütterlich tröstenden Bäuerin. Sie hatte mit dem so bleichen Büblein Mitleid. Die Sonne stand tief, das demolierte Auto warf einen langen Schatten. Es war alles sehr unwirklich und ich unbesorgt, von großer Ruhe erfüllt. Etwas später lag ich im Krankenwagen und schaute den auf und nieder schwingenden Telegrafenleitungen zu, die in der oberen Hälfte der Fenster zu sehen waren. Das Schopfheimer Krankenhaus

war damals noch nicht durch moderne Erweiterungen architektonisch ruiniert, sondern ein schön umgrünter friedlicher Landsitz, der Hilfe und Genesung verhiess.

Es war mir weder schlecht noch schwindlig, ich sah auch alles ungestört, folglich war meine Gehirnerschütterung eine leichte und meiner unverzüglichen Entlassung stand nichts im Wege. Gegen Krankenwagen nach sieben hatte die Besatzungsmacht nichts, so kamen mein Vater und ich unbehelligt zu Hause an. An den Schreck beim Anblick des roten Kreuzes auf dem vor dem Haus haltenden Auto erinnert sich meine heute achtundachtzigjährige Mutter noch sehr genau.

Spiele und Lernen

Als unmittelbar nach dem Krieg alles knapp war, konnte mein Vater - Welch ein Wunder - einen Baukasten mit großen farbigen Holzklötzen besorgen. Diese schöne Gabe für die Kinder stammte aus dem Hause Kaltenbach, dieser kleinen Fabrik, der die Fallobstverwerter den praktischen *Mostmax* und die aufs Hams-tern angewiesenen Lörracher die geniale Erfindung des *Rolli* verdankten. Das war ein sehr niedriges vier-rädriges Handwägelchen ohne jeden Schnickschnack, aber von fast unbegrenztem Gebrauchswert. Mit dem Rolli fuhr man in den Schrebergarten, zum Kohlenholen, Holzauflesen im Wald und zum Schrotthändler. So wertvoll diese Kreation war, so unbrauchbar war der Baukasten. Anthroposophische Vorstellungen hatten die Holzklötzsäger wohl dazu verleitet, jeden rechten Winkel zu vermeiden, was auch einem Kind mit viel Phantasie das Spielen restlos verleiden konnte.

Meine Lieblingsbeschäftigung war, seit ich denken kann, das Zeichnen. Mein Unglück bestand darin, dass Papier immer knapp war. Mit Rändern von Zeitungen war mir schon einigermaßen gedient. Ich weiß nicht mehr, was ich so alles kritzelte. Ich erinnere mich aber noch daran, dass ich mich – inspiriert durch den Anblick der beflaggten Rainstraße – mit der Darstellung von Hakenkreuzfahnen, auch armhebender SA-Männer mit Hakenkreuzen auf Armbinden abmühte. Irgendwann merkte ich, dass ich das Hakenkreuz immer verkehrt herum gemalt hatte.

So wie es auf der Tasche von Dieters brauner Kinderschürze zu sehen war, so ist es richtig. So eine Schürze hätte ich gern. In der Belchenstraße gab es einen Laden, der hatte die Schürzen, aber ich kriegte keine. Das war noch in der Zeit, als ich im NSDAP-Kindergarten am Marktplatz unter dem Bild eines wohlgescheiterten Mannes mit Schnäuzchen jeden Morgen und vor dem Nachhausegehen im Chor mit den andern Kindern und das Ärmlein hebend einen unvergesslichen Satz leiern durfte: „Wir begrüßen unsern Führer mit Heil Hitler!“

Ein Geschenk des Himmels, richtiger gesagt: meiner Tante Bertha aus Freiburg, war eine Art überdimensionierte Klorolle unbekannter Herkunft, jedenfalls ein paar hundert Meter handbreites Zeitungspapier, von dem ich täglich mindestens einen halben Meter zum Zeichnen verbrauchte. Nun hatte alle Papiernot ein Ende. Gern hätte ich auch gemalt. Aber woher sollte ich unmittelbar nach dem Krieg Farben bekommen? Einmal fragte mein Vater den Maler John, aber der hatte keine für den kleinen Künstler.

Eines Tages, als ich mit meinem Vater durch die Freiburger Eisenbahnstraße ging, entdeckte ich in einem mit allerhand Kleinkram gefüllten Schaufenster eine Schachtel mit Wasserfarben. Vater sah ein, dass er jetzt den sehnsüchtigen Wunsch seines Sohnes erfüllen musste. Ich war überglücklich. Daheim holte ich den Backpinsel meiner Mutter, riss ein Vorsatzblatt aus einem meiner wenigen Kinderbücher und machte mich mit Herzklopfen ans Werk. Die Farben erwiesen sich alsbald als echte Nachkriegsware. Sie waren ganz mehlig, bröselten geradezu - an ein befriedigendes Malen war nicht zu denken, woran sicher auch der breite Backpinsel schuld war. Das Einzige, was einigermaßen nach etwas aussah, war die französische Fahne, mit der ich mich geduldig abmühte.

Diese Flagge brachte in das damals sehr graue Lörrach etwas Farbe. Sie wehte am Hebel- und am Hans-Thoma-Gymnasium, an der unteren Aichele-Villa, wo das Gouvernement war, vor dem zwischen ebenfalls blauweißroten Gehwegabsperungen manchmal ganz Schwarze, nicht bloß braune Marokkaner, Wache standen, auch an dem als Kaserne dienenden Arbeitsamt draußen beim Schwimmbad und - ganz in der Nähe in der Gretherstraße. Ob sie an der früheren Kreisleitung Ecke Badstraße/Tumringerstraße die Hakenkreuzfahne ersetzte, weiß ich nicht mehr genau. Mein erster Malversuch endete also ganz zeitgemäß mit der Verfertigung einer Trikolore.

Später spielte ich stundenlang im Hof der Firma Haberbush hinter der Tankstelle mit Dieter, der nun sein Schürzchen mit dem Hakenkreuz auf der Tasche, um das ich ihn so beneidet hatte, nicht mehr anziehen durfte. Kam ein Auto zum Tanken, bewegte seine Mutter einen Hebel hin und her, bis der Fünfliterglasbehälter an der schlanken Tanksäule voll gepumpt war. Die fünf Liter wurden dann in das wartende Auto abgelassen. Die Sache war einfach und transparent. Wohl an die zwei Dutzend marode Autos, traurige Hinterlassenschaft des überstandenen Krieges, standen im Hof dahinter herum, zum Beispiel ein schöner „Wanderer“ mit feinen Ledersitzen, dessen Scheiben ich auch mit den wuchtigsten Backsteinwürfen nicht zertrümmern konnte, oder ein DKW mit platten Reifen, an dessen seltsam aus dem Armaturenbrett heraus ragendem Schalthebel ich immer wieder mit Genuss herumwürgte.

Am meisten beschäftigten wir uns mit einem großen sandgelben, unbereiften Lastwagen, den die sich noch unlängst am Westwall abmühende Organisation Todt wohl vergessen hatte. Wir setzten uns hinters Steuer und fuhren im Geiste nach Tumringen oder benützten die Pritsche als Ritterburg, die abwechselnd von Dieter oder mir zu erstürmen war. Als Dieter in den Stutzen gepinkelt hatte, bildete ich mir tatsächlich ein, der Motor sei ein bisschen angesprungen. Folglich setzten wir uns ins Fahrerhaus und lärmten wie ein Dieselmotor in den höchsten Drehzahlen, bis plötzlich *der Chef*, der Haberbush, mit seinen blitzenden Goldzähnen auftauchte und befremdet zum Fahrerhaus hinaufblickte.

Mit Dieter spielte ich eines schönen Tages, genauer gesagt an einem langweiligen Morgen, ein gefährliches Spiel. In Haberbushs Hof lag – Hinterlassenschaft der Marokkaner - an einer Stelle reichlich Munition herum. Patronen waren dabei, vor denen mich mein Vater eindrücklich gewarnt hatte. Wir hatten ja auch neulich beim Beerensammeln im Röttler Wald einen sehr großen Bogen um das ziemlich unauffälli-

ge rostige Geschoss am Rand des Brombeerschlags gemacht. Von zerfetzten Kindern, blinden, verbrannten, verstümmelten hatte er inmitten des Waldfriedens zu mir gesprochen und mich damit durchaus beeindruckt.

Das hinderte mich aber jetzt in keiner Weise daran, mit Dieter als Zuschauer, mich über so eine Art bunte Patrone herzumachen und mit einem schweren Stein zu bearbeiten. Ich kann es heute kaum glauben, dass sich ein normal begabtes, außerdem folgsames Kind trotz ausreichender Kenntnis der Gefahr so verhalten konnte. Eine Weile geschah zu unserer Enttäuschung nichts. Kein Knall, kein Lichtblitz, nichts, obwohl sich das Ding bereits verformte. Dann ein Stechen, ein böses, ein grässliches in meinen Augen, meinen tränenden, brennenden, zuschwellenden Augen.

Schreiend folgte ich Dieter, der zu Kellers Gärtnerwohnung neben der Waschhalle rannte. Frau Keller, Dieters und meine Mutter waren dort. Sie waren ratlos und meine Mutter jammerte – bis Dieters Mutter das dicke Doktorbuch zu Rate zog, das mit der aufklappbaren Frau, deren Skelett und Nervensystem man in besseren Zeiten mit fast demselben Interesse betrachten konnte wie die Oberflächenansicht. Sie blätterte lange und diagnostizierte dann völlig richtig: Tränengas. Auch die Therapie konnte sie angeben. Ab unter den Wasserhahn, Augen auswaschen! Winselnd unterzog sich das Opfer der Prozedur. Wie lange es ging, bis der Schmerz nachließ, weiß ich heute nicht mehr. Aber meine Augen sind empfindlich geblieben. Ich kann es auch heute noch kaum glauben, dass es Menschen gibt, die unter Wasser die Augen aufmachen können.

Zum Spielen gesellte sich unerfreulicherweise bald das Lernen. Gegenüber vom Bahnhof zog sich eine eingeschossige Ladenzeile hin. Am einen Ende hatte Elise Unverzagt in der Vorkriegszeit Mieder und Korsetts verkauft, am andern gab es einen geschlossenen Fischladen. Dahinter erhoben sich gewaltige Platanen vor einem mehrstöckigen gelblichen Fabrikgebäude. Das war das *Sarasingebäude*, die ehemalige Seidenbandweberei, jetzt zum Teil Schulhaus, weil die Besatzungsmacht die richtigen Schulhäuser vorerst noch brauchte. Da wurde ich eingeschult, irgendwie nicht zum offiziellen Zeitpunkt, sondern etwas verspätet – ich weiß nicht mehr warum.

Meine Mutter klopfte an eine Türe, eine Frau öffnete und unterhielt sich eine Weile mit meiner Mutter. Mir gefiel die uns musternde Bande überhaupt nicht, gegen die Frau hatte ich nichts. Von ihr wurde mir ein Platz zugewiesen, und meine Mutter verschwand. Alle mussten ein kleines „a“ auf ihre Schiefertafeln kratzen, dann noch eins, gleich danach noch eine ganze Linie voll davon, und dann kam am Ende der Stunde etwas Erfreuliches: Die Frau, mir war nun klar, dass es die Lehrerin war, verkündete, dass wir jetzt sechs Wochen Kohleferien hätten und wir alle in dieser Zeit die ganze Tafel voll mit schönen "a" schreiben müssten. Wir sollten den Griffel gut spitzen, nicht mit Spucke Falschgeschriebenes auslöschen und die Zeilen ganz voll machen. Sie schrieb jedem das Datum des Schulbeginns auf die Tafel und schon war die Schule aus. Es regnete draußen, aber ich war gut gelaunt.

Nach den sechs Wochen kamen wir nicht nur in ein neues Klassenzimmer, sondern auch in ein anderes Schulhaus, in die Hans-Thoma-Oberrealschule, wo wir im Dachgeschoss zu Gast waren. In der Tafel war ein großes Loch. Das hatten die Marokkaner gemacht, die kurz zuvor noch hier gehaust hatten. In den Fenstern der Dachschräge waren ein paar geborstene Scheiben notdürftig geflickt. Die Schulbänke, Sitzbank und Tisch kombiniert, hatten wohl schon zwei Weltkriege hinter sich, wenigstens sahen sie so aus. In den Religionsstunden waren einige dieser Zweierbänke mit drei Kindern besetzt, was äußerstes Stillsitzen erforderte, da diese ausgelotterten Bänke ächzten und quietschten, wenn man sich nur ein bisschen zurücklehnen wollte.

Wenn man neben dem Falschen saß, bekam man Läuse, um die sich außer der Mutter eine Frau kümmerte, die in Abständen in die Schule kam und dafür sorgte, dass das mir verhasste Kopfrechnen gelegentlich ausfiel. Wer keine Läuse hatte, hatte wenigstens Würmer, zierliche Madenwürmer oder größere Spulwürmer. Deren Bekämpfung war aber reine Privatsache. Tante Martha kannte ein probates, wenn auch recht widerwärtiges Hausmittel: Hermännle musste eine mit Saccharin übersüßte Tasse heißer Milch, in der eine Knoblauchzehe ausgekocht war, zu sich nehmen. Nur die Drohung, mich im Weigerungsfalle ins Tüllinger Kinderheim zu bringen, konnte mich zu dieser Kur bewegen.

Das Fräulein Freyler hatte es nicht leicht, den Anforderungen des Lehrplans gerecht zu werden. Es gelang ihr erst nach ein paar Wochen so richtig, als nämlich eine Bücherspende aus Basel uns zu Lesebüchern verhalf. Ab und zu mussten wir darin ein Doppel-S durchstreichen und durch das den Schweizern anscheinend unbekanntes "ß" ersetzen. Dem persönlichen Einsatz des Kreisschulrates Kuhn, der es unter den Nazis nicht leicht gehabt hatte und deshalb nicht nur der Besatzungsmacht, sondern offensichtlich auch den Schweizer Nachbarn vertrauenswürdig erschien, war es zu verdanken, dass die ausgedienten Bücher bei uns landeten. Später bekamen wir deutsche Bücher mit holzreichem Papier und dem Vermerk, dass sie von einem „GMFZO“ genehmigt waren.

Als es so weit war, dass wir Schreibhefte brauchten, kam ich in große Not. Hefte gab es nur gegen Papiermarken, und die gab es nur für Altpapier. Das war bei uns rar, denn Zeitungen brauchte man als Kloppapier, zum Feueranmachen oder zum Ausstopfen nasser Schuhe. Irgendwann musste ich zu den Büchern greifen, die wir von irgendjemand geschenkt bekommen hatten, damit ich später mal was zum Lesen hätte. Alle fünf brachte ich dem Altpapierhändler in der Wallbrunnstraße, erfuhr deshalb weder, was die Kampfflieger im Einsatz noch was ein gewisser Sven Hedin oder Hermann Löns erlebt hatten. Die Bücher waren fort, die Versorgung mit Schulheften für ein Vierteljahr gesichert.

Spaziergänge und ein Ausflug in die bessere Welt

Trotz Mangelernährung und dünnen Schuhsohlen waren wir, sobald das die Besatzungsmacht erlaubte, an Sonntagen als Spaziergänger unterwegs. Im Herbst lasen wir am Tüllinger Berg Nüsse auf, und oben am Waldrand setzten wir uns eine Weile auf eine Bank. Drunten im Tal war damals noch viel Platz. Noch war Lörrach nicht mit der *Salzert*-Bebauung, Brombach nicht mit den Hochhäusern des *Bühl* auf den Din-

kelberg geklettert. Die Siedlung unterm Homburger Wald lag abseits zwischen Lörrach und Brombach. „Das war noch was mit der Einweihung der Homburg-Siedlung“, erzählte Vater, „alle warteten auf Hitlers Arbeitsminister Ley, der eine Ansprache halten sollte. Er kam ewig nicht, und als er dann da war, war er stockbesoffen.“ Dann deutete Vater auf den Homburger Wald: „Dort war die Artilleriestellung. Von dort aus haben sie beim Einmarsch der Franzosen auf die Panzer geschossen, die beim „Schuldentempel“ stehen.“

Er meinte das kreisrunde Wasserreservoir oben auf der Lucke. Die Panzer kannte ich gut. Jeder hatte ein Einschussloch genau in der Mitte, und zwischen den Raupen des einen glaubte ich einen angekohlten Schuh gesehen zu haben.

Über Nebenau waren die Äcker grässlich verwühlt. Das waren die Wildschweine, die sich weder vor den entwaffneten deutschen Jägern, noch vor den offenbar nicht auf sangliers versessenen Franzosen zu fürchten brauchten. Wanderten wir über Tüllingen nach Weil, inspizierten wir immer den gesprengten Bunker unterhalb Obertüllingen, dem der Schutz des Wiesentales offenbar vergebens anvertraut gewesen war und von dem aus man auch die Schweiz hätte in Schach halten können. Aber die noch immer durch Stacheldrahtrollen gesicherten Schweizer waren ja im Krieg neutral gewesen, was zur Folge hatte, dass es bei ihnen Schokolade und Orangen gab, Messmoggen, Ovomaltine und überhaupt alles, was wir nicht hatten. Nachts hatten dort zur Kriegszeit, anders als bei uns, die Lichter gebrannt, wodurch ein so genanntes Lichtermeer entstand, das wir am liebsten vom stillen Vorplatz vor dem „Ochsen“ in Ötlingen aus bewunderten.

Ein Wintertag fällt mir ein. Mein Vater und ich stapften durch den verschneiten Homburger Wald und weiter, bis wir irgendwo über Brombach herauskamen. „Dört isch im Dappe Erwin si Hof!“ Vater erzählte, dass hier unmittelbar nach dem Krieg der Dapp von Franzosen oder Marokkanern erschossen worden war. „Me weiß bis hüt nit, wer´s gsi isch.“ Es begann zu schneien. Schweigend zogen wir am einsamen Hof vorbei. Vor dem „Waldhorn“ in Brombach klopfen wir gut den Schnee von unseren Schuhen.

Eines Tages wurde ein Ausflug in die bessere Welt fällig – dorthin, wo man nur mit einem besonderen Passierschein hingelangen durfte, den man aber nur bekam, wenn man Blutsverwandte hatte in jenen paradiesischen Gefilden, beispielweise eine Tante Frieda in Basel. Es war meines Vaters Tante – deshalb durfte mein Vater, für mich war es nur die Großtante, deshalb durfte ich nicht. Aber Vater konnte einen französischen Offizier überreden, so dass auch ich einreisen durfte – ein paar Stunden nur ...

Das Unvorstellbare geschah: Die Grenze öffnete sich für uns beide. Wir durften mit einer Straßenbahn fahren, die mir so sauber und überaus vornehm vorkam, die mit so elegant gekleideten Leuten, auch dicken, besetzt war, dass ich mir unverzüglich meiner schäbigen Kleidung bewusst wurde. Meine Trainingshose war zwar sauber gestopft, und die Ärmel meines Kittels waren nicht sehr viel zu kurz, aber der Unterschied war doch nicht zu übersehen.

Schöne farbige Plakate grüßten. Alles war sauber, solide, gepflegt, von unsäglichem Wohlstand zeugend, die Häuser, die Hunde, die Vorgärten, die Verkehrsschilder.

Vor Tante Friedas Haus in der Riehenstraße kam ich mir ganz klein vor. Und die Tante war eine vornehme Dame mit gebläutem Grauhaar. Die Stunde des Verwöhnens kam: „Wottsch ä Gaggo oder en Ovomaltine? Kumm de griegsch än Ochsenaug – ä Spiegeleile!“ hörte ich sie sagen, wusste nicht, was ich antworten sollte und widmete mich bald darauf dankbar dem Ovo, aß das Spiegelei und schaute mich verstohlen im Wohnzimmer um. Auch hier war wieder alles vornehm, vom Teppich bis zur Wanduhr. Die Tante sprach alemannisch wie wir, aber etwas anders – Baseldütsch, wie mir mein Vater später erklärte. Dann kam noch eine Tante, die mit mir Mitleid hatte, weil ich so bleich war und wissen wollte, wie viel ich wiege. Mein Vater fragte, was der Karl macht, der Walti, das Bethle, ob der Ueli noch lebt. Da kam noch eine Tante, aber da lässt mich nun meine Erinnerung im Stich.

Dass ich ewig lange an einem knallbunten Mässmogge herumschleckte, weiß ich noch. Leider bekam ich keine Banane zu Gesicht – ich hätte so gern gewusst, wie so eine Himmelsfrucht aussieht. Aber wie es sich in der besseren Welt lebt, wusste ich nun.

Hermann Wider